

35 2005 A 2594

THORNTON WILDER

GOETHE UND DIE WELTLITERATUR

JOHANN WOLFGANG GOETHE

GEDANKEN

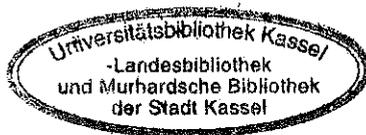
JAHRESGABE DER GOETHE-GESELLSCHAFT
1958 ORTSVEREINIGUNG KASSEL

Auswahl und Zusammenstellung: Dr. Hans Joachim Schaefer

Druck: Gebrüder Zahnwetzler, Sandershausen

·THORNTON WILDER
IN DANKBARKEIT

35 2005 A 2594



Universitätsbibliothek
LMB Kassel



2 402 953 0



I.

THORNTON WILDER

GOETHE UND DIE WELTLITERATUR

Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.

Goethe

GOETHE UND DIE WELTLITERATUR

Durch die Werke und Gespräche Goethes verstreut finden sich gewisse stets wiederkehrende Ideen, denen er immerfort neue Bedeutungsunterschiede hinzufügte, bis sie uns eher wie eine Milchstraße vereinigter Meinungen denn als eine einzige definierbare Lehre erscheinen. Diese Ideen kommen in seinem Geist nie zur Ruhe und hören nicht auf, uns zu verblüffen, uns zu entgleiten, uns anzuregen und uns zu dem atemberaubenden Versuch zu reizen, uns der Jagd auf sie anzuschließen. Die bedeutendsten dieser Ideen sind selbstverständlich diejenigen, die sich mit dem Wesen der Natur beschäftigen, mit der Rolle des Dämonischen und mit der Gestaltungskraft im Weltall.

Und zu ihnen gehört auch die Idee der „Weltliteratur“.

Wenn Goethe von einer Weltliteratur spricht, meint er mit diesem Wort nicht, wie wir das zu tun geneigt sind, den Schatz an Meisterwerken aller Zungen und Zeiten. Er scheint – zumindest bei einer Anzahl von Gelegenheiten – einfach die Literatur aller Zeiten und Sprachen gemeint zu haben, die bloß guten Werke ebenso wie die großen, sofern sie einem nur die Empfindung geben, den ihm so teuren Begriff von der Einheit der Menschheit zu veranschaulichen.

Hier ein klassisches Beispiel. Es ist der 31. Januar 1827, ein Mittwoch. Goethe spricht mit Eckermann, dem trefflichen jungen Mann, über den er an Marianne von Willemer – sie, die in Ewigkeit Suleika ist – schrieb: „Den guten Eckermann hätt ich Ihnen näher bekannt gewünscht. Das Problematische an ihm löst sich auf, wenn man erkennt, daß er eine einfach-reine Seele ist, die mit sich und der Welt ebenfalls gern rein seyn möchte.“ Es war diese Reinheit – dieses Freisein von jeglicher Eitelkeit und jedem Geltungsbedürfnis, diese unbeeinträchtigte aufmerksame Hingabe –, die ihm einen großen Triumph eintrug. Sie verhalf ihm zu diesem bewundernswerten Gedächtnis für Gehörtes und zu dieser selbstverleugnenden Vertrauenswürdigkeit, die ihn befähigten, uns mit einem der ganz großen Bücher der Welt zu beschenken. Die Literaturhistoriker warnen uns immer lauter – wie sie das auch hinsichtlich anderer Überlieferer von Gesprächen, zum Beispiel Boswells (des Eckermanns Dr. Samuel Johnsons) und der

Evangelisten tun –, daß man Eckermann nicht immer trauen könne und er nicht darüber erhaben sein, sein Material zu „frisieren“; wir wollen aber doch dem Zeugnis unserer gesunden Sinne nicht mißtrauen, daß aus diesen Seiten – und es sind ihrer fast siebenhundert – eine Gestalt von überwältigender Charakterisierungskraft aufsteigt, eine Gestalt, die ebenso einheitlich wirkt, wie sie groß ist. Eckermann schrieb so manche Aussprüche seines Freundes auf, die er nicht verstand, und Goethe wußte, daß er sie nicht verstand. Diese Aussprüche gleichen Pfeilen, welche Goethe über Eckermanns Kopf hinweg abschoß, und sie sind zu unsern Füßen niedergefallen. Es gibt unter ihnen viele, die auch wir nicht verstehen, die über unsre Köpfe weiterfliegen, um zu den Füßen noch ungeborener Generationen niederzufallen. Genüge es, zu sagen, daß wir dem Vertrauen, das Goethe in Eckermann setzte, vertrauen dürfen.

An jenem Mittwoch sprach Goethe über einen chinesischen Roman, den er grade gelesen hatte. Und dann sprach er über die Gedichte Bérangers. Und über was immer er sprach, wie verstand er es zu sprechen! Wie bezaubernd, wie sinnvoll!

„Ich sehe immer mehr“, fuhr Goethe fort, „daß die Poesie ein Gemeingut der Menschheit ist und daß sie überall und zu allen Zeiten in Hunderten und aber Hunderten von Menschen hervortritt. Einer macht es ein wenig besser als der andere und schwimmt ein wenig länger oben als der andere, das ist alles. Der Herr von Matthisson muß daher nicht denken, er wäre es, und ich muß nicht denken, ich wäre es, sondern jeder muß sich eben sagen, daß es mit der poetischen Gabe keine so seltene Sache sei, und daß niemand eben besondere Ursache habe, sich viel darauf einzubilden, wenn er ein gutes Gedicht macht.“

(Dies mögen sich diejenigen Freunde und Fremden gesagt sein lassen, die uns geschrieben haben, um uns mitzuteilen, daß dieser Goethe, mit dem wir uns hier beschäftigen, ein aufgeblasener, verzopfter und ichbesessener Mensch gewesen sei.)

„Aber freilich, wenn wir Deutschen nicht aus dem engen Kreise unserer eigenen Umgebung hinausblicken, so kommen wir gar zu leicht in diesen pedantischen Dünkel. Ich sehe mich daher gerne bei fremden Nationen um und rate jedem, es auch seinerseits zu tun. Nationalliteratur will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit, und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen. Aber auch bei solcher Schätzung des Ausländischen dürfen wir nicht bei etwas Besonderem haften bleiben und dieses für musterhaft ansehen wollen. Wir müssen nicht denken, das Chinesische wäre es, oder das Serbische, oder Calderon, oder die Nibelungen; sondern im Bedürfnis von etwas Musterhaftem müssen wir immer zu den alten Griechen zurückgehen, in deren Werken stets der schöne Mensch dargestellt ist. Alles übrige müssen wir nur historisch betrachten und das Gute, so weit es gehen will, uns daraus aneignen.“

Die Epoche der Weltliteratur, die er 1827 nahe fühlte, – wie erscheint sie uns heute, hundertzweiundzwanzig Jahre später? In den auf seine Prophezeiung folgenden Zeiten sahen wir einen Leopardi, Hölderlin, Balzac, Flaubert, Ibsen, Baudelaire, Melville usw. Kamen sie Goethes Auffassung von Weltliteratur näher als seine von ihm bewunderten Zeitgenossen: Voltaire, Diderot, Rousseau, Byron, Scott, Manzoni, Schiller und Lessing? „Nationalliteratur will jetzt nicht viel sagen.“ – Wie uns unlängst Don Ortega y Gasset erklärte, ist der Mensch „das Tier mit dem langen Gedächtnis.“ Und eine der Leistungen wissenschaftlicher Tätigkeit in den letzten anderthalb Jahrhunderten bestand darin, dieses Gedächtnis zu verstärken und es so zu erweitern, daß das Gedächtnis selbst bei seiner Tätigkeit in Verwirrung gerät. Jeder Mittelschüler steht unter dem Eindruck, er erinnere sich der Zeiten Griechenlands und Roms und habe an den Kriegen des neunzehnten Jahrhunderts teilgenommen. Das führt zu vielen Fehlurteilen, hat aber wenigstens dies eine Gute, dem heutigen Menschen bewußtzumachen, daß Milliarden – nicht bloß Millionen – vor ihm gelebt haben und gestorben sind und daß keine Beschreibung der Menschheit zureichend ist, die nicht den ihr gemäßen Platz innerhalb einer Erkenntnis gefunden hat, wie vielgestaltig das Leben während eines ungeheuren Zeitraums auf dem ganzen Erdball war.

Die der Geschichte durch die Wissenschaft geleistete Unterstützung und der in unserer Zeit immer mehr erleichterte Weltverkehr haben eine immer unersättliche Wißbegier nach andern Lebensweisen hervorgerufen und eine immer tiefere Bestürzung über die Unmenge lebender und gelebt habender Seelen – und auch solcher, die erst leben werden. Diese Wißbegier nimmt zu durch das, wovon sie sich nährt, und ruft durch ihre Zunahme eine gewisse Unruhe, eine überspannte Selbstprüfung und ein ängstliches Grauen hervor. Der Geist des modernen Menschen ist zu einer Sammelmappe loser, aus einer ungeheuren Enzyklopädie herausgerissener Blätter geworden. Aber diese Blätter sind nicht bloß Stücke von Wissen; ein jedes ist auf seine Art von Gefühl getränkt; ein jedes kann für uns ein Allheilmittel oder eine Tröstung bedeuten oder aber eine ernste Warnung oder einen Knüppel, um jemand eins zu versetzen, oder einen Gegenstand für unsere moralischen Betrachtungen. Eine Weltliteratur wird erst in Erscheinung treten, bis diese ganze ungeheure Masse von Wissen als eine Einheit empfunden werden und Literatur nicht bloß nichtnational, sondern global sein wird.

Goethe sprach zu früh. Jede Liste, die man von den seit 1827 tätigen Schriftstellern zusammenstellen könnte, wird nur wenige aufweisen, die von diesen erweiterten Ausmaßen tiefer berührt waren. Sie mögen wohl eine Vision des Kosmos gehabt haben, eine Vorstellung von der Größe und Mannigfaltigkeit erschaffenen Lebens, aber solche Erleuchtungen

schiene ihnen außerhalb des Ausschnitts zu liegen, den in die Tiefe zu erforschen sie sich vorgenommen hatten; eine solche Vorstellung fehlt zwar weder der Lombardei Manzoni noch dem Hellas Hölderlins, aber sie ist bei ihnen eine Sache für sich.

Erst jetzt, im zweiten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts, gewahren wir das Auftauchen einer Literatur, welche die Welt als eine unteilbare Einheit auffaßt. Das Leben auf dem ganzen Planeten ist ihr Gegenstand geworden. Ohne den Versuch machen zu wollen, diese Schriftsteller ihrer Genialität nach an ihren Vorgängern zu messen, ist es doch möglich, einen Vergleich hinsichtlich gewisser maßgeblicher Punkte anzustellen. So ist es nicht ein Ausdruck alexandrinischer Witzigkeit, wenn T. S. Eliot einem Vers von Gérard de Nerval ein Sanskritgebet gegenüberstellt; wenn er eine ganze Zitatensammlung aus einem Dutzend Literaturen beibringt, – sondern die Unterschiede zwischen Sprachen und Kulturen beginnen für jemand, der gewohnt ist, die Einheit des Menschengesistes im Auge zu behalten, ihre Schärfe zu verlieren. In „Finnegan's Wake“ gebraucht James Joyce nicht nur zwanzig Sprachen als eine Art von Klaviatur – die Gestalten selbst verschmelzen mit einer Vielzahl von Personen aus Mythos und Geschichte. Die „Cantos“ Ezra Pounds erfordern ebenso unsere Vertrautheit mit den Kulturen, die Frobenius in der afrikanischen Vorgeschichte unterscheiden zu können behauptet, wie eine genaue Kenntnis der chinesischen Geschichte, der italienischen Renaissance und der wirtschaftlichen Gründe des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges. Solches Material ist in diese Gedichte nicht als Anspielungen, Veranschaulichungen oder Verzierungen eingebettet; es ist in ihnen als „Dunstkreis“ vorhanden, wie „die Nation“ in dem, was Goethe Nationalliteratur nannte, vorhanden ist. Was immer die Folgen sein mögen, diese Weltliteratur ist an der Zeit. Unser Bewußtsein beginnt global zu werden. Eine neue Spannung zwischen dem Menschen und dem Weltall ist entstanden. Nicht weil Dichter und ganze Literaturen des Gefühls für die ungeheure Größe der Schöpfung bisher ermangelten, ist sie neu, sondern weil das von ihm hervorgerufene Verhältnis des Schriftstellers zu seiner eigenen Sprache und seiner besonderen Umwelt neu ist.

Wo finden wir in der Literatur Anzeichen dieses erdumspannenden Bewußtseins? Bei all seiner Fremdenfeindlichkeit ist das Alte Testament überreich an dem Bewußtsein vom Menschen als einer Unzahl und von der Zeit als Unermeßlichkeit. Die „Ilias“ gibt ihre Verzeichnisse ganz genau in Tausenden an, läßt aber Millionen dahinter ahnen. In der „Aeneis“ finde ich dieses Gefühl nicht. Beim Lesen der „Göttlichen Komödie“ schwindelt einem, und das Herz verzagt; man hat es schon vielfach empfunden, bevor Dante selbst es ausruft: „Ich wußte nicht, der Tod erschlug so viele!“ (Ein Satz, auf den sich T. S. Eliot in „Das wüste Land“ beruft; ein Gefühl, das sich an kaum einer andern Stelle der ganzen europäischen Literatur

findet, trotz allen ihren Totentänzen, ihren „Oraisons funèbres“, der „Urnenbestattung“ eines Sir Thomas Browne und ähnlichen Betrachtungen.) Ich finde es auf dieser Straße, die keinen Anfang und kein Ende zu haben scheint, im „Don Quichote“. Ich finde es nicht bei Shakespeare – Mannigfaltigkeit der Seelen ist nicht dasselbe wie Vielfalt der Seelen. Ich finde es überhaupt nicht in der englischen Literatur. (Kann ein Inselbewohner seine Vorstellung über die von einer Million hinaus ausdehnen?) Es ist kennzeichnend für jede Nationalliteratur, daß der Ausländer in ihr entweder als exotisch erscheint (das heißt, als Gegenstand ästhetischer Neugier) oder als Symbol (wie der „edle Wilde“ oder der „edle Römer“). Ich finde dieses Bewußtsein auch nicht in der französischen Literatur, nicht einmal bei Pascal. Manchmal scheint Victor Hugo sich aufzublasen, um es zu erlangen (es zu haben, ist einer der Vorteile des Exils; die drei aus unserer Zeit gewählten Beispiele sind bemerkenswerterweise alle Entwurzelte), doch seine Bemühungen enden in Rhetorik. Die ganze orientalische Literatur aber ist voll von diesem Gefühl; es herrscht in der Sanskritliteratur vor; es findet sich bei Tolstoi und bei Gogol und noch deutlicher bei Dostojewski. Es läßt sich in Ländern erwarten, welche ganze Kontinente umfassen. Es ist ein bezeichnendes Merkmal der klassischen amerikanischen Literatur: es füllt die „Kataloge“ Walt Whitmans, es läßt das Gesicht Melvilles erbleichen und es pulst sogar in den Gedichten Emily Dickinsons, die viele Jahre lang nicht einmal bis vor ihr Gartentor kam.

Wenn auch nicht das einzige, so ist das Bewußtsein von der ungeheueren Vielzahl der Menschen doch ein wesentliches Merkmal der Weltliteratur. Es ist oft vorhanden, ohne von seiner zeitlichen Komponente begleitet zu sein: der Vergegenwärtigung des tiefen Abgrunds der Zeit. Auch besteht in solchem Vergegenwärtigen an sich noch keine Überlegenheit. Für den Augenblick können wir nicht mehr sagen, als daß es einem Geist, der sich der beiden bewußt wurde, nicht mehr möglich ist, sich dieses Wissens zu entledigen.

Und es gehört zum Charakter des modernen Geistes, daß er dieses Wissen besitze. Die Literatur, die er schreibt, muß es ausdrücken, daß jeder Mensch, der geboren wurde, als in einer neuen Beziehung zu dem Ganzen stehend empfunden wird. Dieses Bewußtsein wird heute schon von jedem Kind auf der Straße erworben. Es hat neue dringliche Fragen in den „offenbarten“ Religionen aufgeworfen. Sören Kierkegaard war davon besessen; es hatte Anteil an seiner stolzen Behauptung, Glaube sei sogar noch „absurder“, als wir zugegeben hatten. Ist es nicht wahrscheinlich, daß es eine Wirkung auf die Ethik und die Moral haben wird? (Und scheint es die nicht schon zu haben?) Mit diesem Bewußtsein können wir Shakespeare lesen, und er vermag es zu ertragen. Molière kann es ertragen. Aber kann das Ibsen, kann das Balzac?

Allgemein gesprochen: Konnte eine Nationalliteratur je dieses Bewußtsein haben? Konnte sich die Phantasie in diesen ummauerten Ländern jemals (und mit einem Schaudern) das Vorhandensein von mehr als hunderttausend Seelen vorstellen? Jenseits der Mauer und über dem Kanal drüben wohnten diese andern – die lächerlichen Ausländer, die Barbaren, verachtet oder gefürchtet oder phantastisch bewundert. Wenn wir europäische Literatur lesen, haben sogar schon die Namen anderer Nationen einen spöttischen Klang: I Tedeschi, los Franceses, die Engländer, the Americans. Durch Spott entfernt man sich vom Schaudern.

Es ist bezeichnend für Goethe, daß er uns die Augen für diese kommende Weltliteratur öffnete. In seinem Wesen standen der Wissenschaftler und der Dichter schon längst in enger Beziehung. Er, der unter dem Mikroskop die Struktur von Wirbeltieren und Pflanzen untersuchte, war längst an die Jahrmillionen gewöhnt, die bei Lebewesen zur Veränderung einer Spezies nötig sind; sich an den Literaturen anderer Länder ergötzend, hatte er immer neue Bestätigungen seines tiefinnerlichen Glaubens an die Einheit des Menschengestes gefunden.

Er scheute nicht vor Anachronismen zurück. Er vermählte seinen Faust mit Helena; er pflanzte Schiras, der Stadt des persischen Dichters, sein Weimar auf. Aber für ihn bedeutete Weltliteratur nicht die Ausmerzungen örtlicher, nationaler und volklicher Merkmale, ein Verwässern eigentümlicher Einzelheiten. Goethe – wie alle Augenmenschen – freute sich am Besonderen und Individuellen. Unsere Verschiedenheit bleibt bestehen, wie sie in der Natur bestehen bleibt, wo kein Baum, kein Tal und kein Auge je einem andern völlig gleich ist. Nur die Beziehung zwischen den Dingen untereinander (wie sie in unserm Geist besteht), ändert sich, und angesichts solcher Veränderung behauptet er, Nationalliteratur wolle nicht mehr viel sagen. Es ist nichts Neues, daß der Mensch Angst bekommt, wenn er sich inmitten der Unermeßlichkeit des Weltalls betrachtet. Die Wissenschaft hat diese Unermeßlichkeit nur noch fühlbarer gemacht. Die Entfernungen zwischen den Sternen wurden immer für unermeßlich gehalten, aber erst in jüngster Zeit wurde ein Maß gefunden, um sie zu verzeichnen, und die Astronomen sprechen von Lichtjahren. Als während der letzten hundert Jahre das Bewußtsein von diesen Ausmaßen zu dämmern begann, tauchten Ausdrucksformen dieser Angst in der Literatur auf.

Kierkegaard zögerte nicht, seine Angst herauszuschreien, und aus dieser Angst machte er einen großartigen „Sprung“ in die Zuversicht. Dieser Sprung ist jedoch unnachahmlich; er ist nicht jedermann möglich, obwohl Kierkegaard behauptet, er sei die genaue Fortsetzung, das logische Ergebnis jener Angst. Auf alle Fälle ist Kierkegaards rücksichtslos ehrliche Beschreibung seiner Angst eine der großen Leistungen des neunzehnten Jahrhunderts.

Auch Nietzsche hatte Angst. Die Angst entpreßte ihm ein wahres Nordlicht blendender Verteidigungen und fruchtbarer Anregungen; aber sein Hauptbollwerk gegen diese Beunruhigungen erscheint uns immer trügerischer. Carlyle und Emerson und Browning kommen wieder und wieder auf die Gefährdung der persönlichen Identität durch die eisigen Weiten von Raum und Zeit zurück, aber grade weil sie offenbar nicht genug geängstigt sind, scheinen ihre Werke nicht „diese Epoche der Weltliteratur zu beschleunigen“.

Goethe hatte keine Angst. Man kann fast sagen, daß Goethe seine Zuversicht daraus gewann, tiefe Einblicke in grade die Dinge zu tun, die bei andern Bestürzung hervorriefen.

Auf den ersten Blick scheint die Theorie, die er als Bollwerk aufbaute, dem vagen Pantheismus nicht unähnlich zu sein, der am Rande des amerikanischen Unitarieriums blühte. Er nahm viel von Spinoza, stattete aber dessen Gott-Natur mit einer so besonderen Funktion aus, daß Spinozas Anteil kaum noch erkennbar ist. Seine Haltung gegenüber dem herkömmlichen Christentum ist abwechselnd achtungsvoll und feindselig. Er selbst sagt uns, daß er viele Aspekte Gottes, wie er im Alten Testament dargestellt wird, mit Abscheu und viele Darstellungen göttlichen Wirkens im Neuen Testament als „Lästerungen Gottes und seiner Offenbarung in der Natur“ betrachtet.

Aus dem Innersten des Weltalls, so erklärt er, ergieße sich ein unaufhörlich wirksamer Strom von Kraft. Diese Kraft wirke auf alles ein; ihre Tätigkeit gebe dem Chaos sinnvolle Form.

Dies ist die Lehre von der „Gestaltung“. Niemand, so erklärt er, wolle begreifen, daß die höchste, einzigartige Tätigkeit der Natur und Kunst Gestaltung sei und daß es der Gestalt bedürfe, damit unter den Gesetzen der Ordnung ein jedes Ding etwas Einzigartiges und Bedeutsames werde, sei und bleibe. Dieses Gesetz hatte er unter dem Mikroskop wirksam gesehen; er hatte es in der Geschichte erkannt, in der Kunst und vor allem in seinem eigenen Leben – diesen Drang des Zufälligen und Unzusammenhängenden, sinnvolle Form anzunehmen.

Die Formen, denen alle Dinge zustreben, sind nicht vorausbestimmt. (Goethe machte Plato gegenüber viele Vorbehalte.) Das dabei „Wirkende“ ist etwas Ewiges – es kommt nie zu Ende. Unser Werden, unser Streben, Fausts Streben, wird sozusagen durch die ehernen Tore der Notwendigkeit gezerrt, durch die Tore des Zufalls, der Hoffnung und Liebe, und über die rätselhaften, widerspruchsvollen Hindernisse, die das Dämonische aufrichtet, aber das, woraufhin wir uns bewegen, ist nicht im voraus festgelegt. Die Welt und jeder einzelne von uns sind Mitarbeiter an unserer endlichen Form (wobei „endlich“ nur für ein bestimmtes Stadium gilt, da der Vorgang selbst ein unendlicher ist).

Das Ewig-Wirkende betrachtet alle diese Vorgänge mit einem distanzierten, gelassen heiteren Wohlwollen. An manchen Stellen bei Goethe glüht die Gott-Natur von Liebe, aber die Liebe in Goethes Naturauffassung gehört einer andern Gedankenwelt an als diejenige, die die Wurzel der christlichen Lehre ist.

Das Ewig-Wirkende hat keine Tränen. Es hört unser Flehen nicht. Es grämt sich nicht über unsere Irrtümer. Der ganze irrende Erdball mag in Rauch aufgehen, aber das Ewig-Wirkende dauert glorreich und freudevoll fort und prägt das Chaos zu immer neuen sinnvollen Formen. Es hat genug Stoff zur Hand, es hat genug Zeit zur Verfügung; es ist das All, und es ist ewig. Es gibt dabei jedoch noch einen Faktor. Die Gott-Natur will uns wohl – dir und mir und allen Künstlern und allen Arten von Tieren und Pflanzen; sie wünscht, daß wir uns zu immer besseren Zuständen entwickeln, aber – Aber – wir können nicht gewiß sein, daß sie, sozusagen, mit uns in Verbindung treten werde, wie wohl wir möchten. Sie ist launenhaft. Sie belohnt nicht unbedingt unsere durch harte Arbeit erworbenen Verdienste oder unsere Sehnsucht.

Wir können nicht mehr tun als zu arbeiten, zu warten und zu hoffen – um vielleicht übergangen zu werden.

Denn die Natur spielt auch. Da gibt es diese dämonischen Kräfte, die ihr Wirken umlauern. Spiel ist ein Nebenprodukt freudigen Schöpfertums. Es unterbricht und behindert dessen ausgeglichenes, wohlütiges Wirken.

Goethe aber hatte keine Angst. Er fühlte sich nicht außerhalb der Natur. Er befand sich nicht im Kriegszustand mit dem Seienden. Doch Goethe war vor allem Dichter, und um diese seiner Ideen zu erfassen, wollen wir ihn als Dichter sprechen hören – an einer Stelle aus der „Natürlichen Tochter“.

Jawohl! das ewig Wirkende bewegt,
Uns unbegreiflich, dieses oder jenes,
Als wie von ungefähr, zu unserm Wohl,
Zum Rate, zur Entscheidung, zum Vollbringen,
Und wie getragen werden wir ans Ziel.
Dies zu empfinden ist das höchste Glück,
Es nicht zu fordern, ist bescheidne Pflicht,
Es zu erwarten, schöner Trost im Leiden.

„Es zu erwarten, schöner Trost im Leiden.“ Was aber sollen wir tun, während wir warten? Arbeiten. Wir sind Natur – und Schaffen und Fruchtbarkeit sind das oberste Naturgesetz.

Und woran sollen wir arbeiten? Hier hilft uns das Leben Goethes ebensoviel wie seine Werke – durch den ganzen Faust tönt laut die Überzeugung, daß „Wirken“ – wirkungsvolles Handeln – allein uns mit dem Leben aussöhnt und uns zu dem Gefühl von der Einheit alles Seins führt.

Gar viele glauben, Goethe befaßte sich nur mit großen Abstraktionen. Keineswegs! Welche Hochachtung hat er für Bergleute und Schuhmacher, für Mütter, die ihre Kinder aufziehen, für das schöne Mädchen in der ersten Fassung des Wilhelm Meister, das sich auf Land- und Forstwirtschaft versteht! Goethe ist ganz Energie und Tätigkeit. An Schiller schrieb er, daß alles, was bloß zu seiner Belehrung beitrage, ohne seine Produktivität zu steigern oder ihm einen unverzüglichen vitalen Impuls mitzuteilen, ihm zuwider sei.

Aus solchen Quellen schöpfte Goethe sein Gefeitsein gegen Angst. Es gibt viele Möglichkeiten, sich nicht vor dem Tod zu fürchten, aber Goethes Art war sehr bezeichnend für ihn.

Wiederum spricht er zu Eckermann – und man muß sich ihn dabei als sehr, sehr alt vorstellen: „Wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“ – „Ich zweifle nicht an unserer Fortdauer.“ Und in dieser Zuversicht spricht er den Wunsch aus, daß Er, der das Ewig-Lebende ist, uns dann neue Formen der Tätigkeit, entsprechend denjenigen, in denen wir erprobt wurden, nicht verwehren möge.

Zu den Dingen, für die wir wirken sollen, gehört auch, so sagt uns Goethe, das Kommen der Weltliteratur. Nun, in einem gewissen Sinne ist sie schon da – ja sie bricht über uns herein wie eine Flut. Aber die übrigen Vorbedingungen zu einer Weltliteratur mühen sich erst ums Geborenwerden.

Für jeden andern als Goethe hätte das Voraussehen einer Weltliteratur, einer globalen Literatur, furchterregende Einbegriffe gehabt. Ich glaube aber, ihm kam gar nicht der Gedanke, daß er da etwas zu fürchten haben könnte. Er hatte längst seinen Frieden mit der Natur gemacht. Er hatte seinen Platz unter zweimalhunderttausend Milliarden gefunden und seinen einen Augenblick unter unzählbaren Lichtjahren hingenommen.

Und wenn das hieß, daß er kleiner und immer kleiner wurde, so hieß das auch, daß er nicht in etwas ihm Fremdes oder Feindliches dahingeschrumpft war, – er hatte bloß seinen Platz in dem eingenommen, dem er sein Leben lang nachgestrebt hatte, – im Ewig-Wirkenden.



II.

JOHANN WOLFGANG GOETHE

GEDANKEN

Das schönste Glück des denkenden Menschen ist,
das Erforschliche erforscht zu haben
und das Unerforschliche ruhig zu verehren.

Goethe

ALLES ZERFÄLLT MIT DER ZEIT

Im Dunklen drängt das Künftige sich heran,
Das künftig Nächste selbst erscheint nicht
Dem offenen Blick der Sinne, des Verstands.
Wenn ich beim Sonnenschein durch diese Straßen
Bewundernd wandle, der Gebäude Pracht,
Die felsengleich getürmten Massen schaue,
Der Plätze Kreis, der Kirchen edlen Bau,
Des Hafens masterfüllten Raum betrachte:
Das scheint mir alles für die Ewigkeit
Gegründet und geordnet; diese Menge
Gewerksam Tätiger, die hin und her
In diesen Räumen wogt; auch die verspricht
Sich unverteilgbar ewig herzustellen.
Allein wenn dieses große Bild bei Nacht
In meines Geistes Tiefen sich erneuert,
Da stürmt ein Brausen durch die düstre Luft,
Der feste Boden wankt, die Türme schwanken,
Gefugte Steine lösen sich herab,
Und so zerfällt in ungeformten Schutt
Die Prachterscheinung. Wenig Lebendes
Durchklimmt bekümmert neuentstandne Hügel,
Und jede Trümmer deutet auf ein Grab.
Das Element zu bändigen, vermag
Ein tiefgebeugt, vermindert Volk nicht mehr,
Und rastlos wiederkehrend füllt die Flut
Mit Sand und Schlamm des Hafens Becken aus.

DAS EWIGE IN DER ZEIT

Lange leben heißt gar vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesät und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrigbleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

FORTSCHRITT DER ZEIT

Die Zeit ist in ewigem Fortschreiten begriffen, und die menschlichen Dinge haben alle fünfzig Jahre eine andere Gestalt, so daß eine Einrichtung, die im Jahre 1800 eine Vollkommenheit war, schon im Jahre 1850 vielleicht ein Gebrechen ist.

Der Kampf des Alten, Bestehenden, Beharrenden mit Entwicklung, Aus- und Umbildung ist immer derselbe. Aus aller Ordnung entsteht zuletzt Pedanterie; um diese loszuwerden, zerstört man jene, und es geht eine Zeit hin, bis man gewahr wird, daß man wieder Ordnung machen müsse. Klassizismus und Romantizismus, Innungszwang und Gewerbefreiheit, Festhalten und Zersplittern des Grundbodens, es ist immer derselbe Konflikt, der zuletzt wieder einen neuen erzeugt. Der größte Verstand des Regierenden wäre daher, diesen Kampf so zu mäßigen, daß er ohne Untergang der einen Seite sich ins gleiche stellte; dies ist aber den Menschen nicht gegeben, und Gott scheint es auch nicht zu wollen.

DIE ZEIT DER SCHNELLIGKEIT

Alles ist jetzt „ultra“, alles transzendiert unaufhaltsam, im Denken wie im Tun. Niemand kennt sich mehr, niemand begreift das Element, worin er schwebt und wirkt, niemand den Stoff, den er bearbeitet. Von reiner Einfalt kann die Rede nicht sein; einfältiges Zeug gibt es genug.

Jünge Leute werden viel zu früh aufgereggt und dann im Zeitstrudel fortgerissen; Reichtum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wonach jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle möglichen Fazilitäten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbieten, zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Und das ist ja auch das Resultat der Allgemeinheit, daß eine mittlere Kultur gemein werde.

Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leichtfassende praktische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum Höchsten begabt sind. Laßt uns soviel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herankamen; wir werden, mit vielleicht noch wenigen, die letzten sein einer Epoche, die sobald nicht wiederkehrt.

GEMEINSAMKEIT STATT EIGENBROTELEI

Was uns die nächsten Jahre bringen werden, ist durchaus nicht voraus zu sagen; doch ich fürchte, wir kommen sobald nicht zur Ruhe. Es ist der Welt nicht gegeben, sich zu bescheiden: dem Großen nicht, daß kein Mißbrauch der Gewalt stattfindet, und der Masse nicht, daß sie in Erwartung allmählicher Verbesserungen mit einem mäßigen Zustande sich begnüge. Könnte man die Menschen vollkommen machen, so wäre auch ein vollkommener Zustand denkbar; so aber wird es ewig herüber und hinüber schwanken, der eine Teil wird leiden, während der andere sich wohl befindet. Egoismus und Neid werden als böse Dämonen immer ihr Spiel treiben, und der Kampf der Parteien wird kein Ende haben. Das Vernünftigste ist immer, daß jeder sein Metier treibe, wozu er geboren ist und was er gelernt hat, und daß er den anderen nicht hindere, das Seinige zu tun. Es wäre aber zu wünschen, daß die Deutschen, die so vieles Gute leisten, indem sie sich das Gute fremder Nationen aneignen, sich nach und nach gewöhnten, in Gesellschaft zu arbeiten. Wir leben zwar in einer diesem Wunsche gerade entgegengesetzten Epoche. Jeder will nicht nur original in seinen Ansichten, sondern auch im Gange seines Lebens und Tuns von den Bemühungen anderer unabhängig, wo nicht sein, doch, daß er es sei, sich überreden. Man merkt sehr oft, daß Männer, die freilich manches geleistet, nur sich selbst, ihre eigenen Schriften, Journale und Kompendien zitieren; anstatt daß es für den Einzelnen und für die Welt viel vorteilhafter wäre, wenn Mehrere zu gemeinsamer Arbeit gerufen würden. Das Betragen unserer Nachbarn, der Franzosen, ist hierin musterhaft. Die Menschen werfen sich im Politischen wie auf dem Krankenlager von einer Seite zur andern, in der Meinung, besser zu liegen. Wenn man auch alle Geschichtsquellen durchforschte, man fände nichts anderes als die große Wahrheit, daß es zu allen Zeiten und in allen Ländern miserabel gewesen ist. Die Menschen haben sich stets geängstigt und geplagt, sie haben sich untereinander gequält und gemartert, sie haben sich und anderen das bißchen Leben sauer gemacht und die Schönheit der Welt und die Süßigkeit des Daseins, welche die schöne Welt ihnen darbietet, weder zu achten, noch zu genießen vermocht.

Was wir in uns nähren, das wächst; das ist ein ewiges Naturgesetz. Es gibt ein Organ des Mißwillens, der Unzufriedenheit in uns, wie es eines der Opposition, der Zweifelsucht gibt. Je mehr wir ihm Nahrung zuführen, es üben, je mächtiger wird es, bis es sich zuletzt aus einem Organ in ein krankhaftes Geschwür umwandelt und verderblich um sich frißt, alle guten Säfte aufzehrend und erstickend, dann setzt sich Reue, Vorwurf, und andere Absurdität daran, wir werden ungerecht gegen andere und gegen uns selbst. Die Freude am fremden und eigenen Gelingen und Vollbringen geht verloren, aus Verzweiflung suchen wir zuletzt den Grund alles Übels außer uns, statt es in unserer Verkehrtheit zu finden. Man nehme doch jeden Menschen, jedes Ereignis in seinem eigentlichen Sinne, gehe aus sich heraus, um desto freier wieder bei sich einzukehren.

FRIEDEN STATT KRIEG

Unser Leben führt uns nicht zur Absonderung und Trennung von andern Völkern, vielmehr zu dem größten Verkehr; unsere bürgerliche Existenz ist nicht die der Alten. Der ganze Gang unserer Kultur, der christlichen Religion selbst, führt uns zur Mitteilung, Gemeinmachung und Unterwürfigkeit und zu allen gesellschaftlichen Tugenden, wo man nachgibt, gefällig ist, selbst mit Aufopferung der Gefühle und Empfindungen, ja Rechte, die man im rohen Naturzustande haben kann. Wie sollte ich, gerade ich, zum Kriege auffordern? Ich bin ein Kind des Friedens und will Frieden halten für und für mit der ganzen Welt. Unsere modernen Kriege machen viele unglücklich, indessen sie dauern, und niemand glücklich, wenn sie vorbei sind. Der Krieg ist in Wahrheit eine Krankheit, wo die Säfte, die zur Gesundung und Erhaltung dienen, nur verwendet werden, um ein Fremdes, der Natur Ungemäßes zu ernähren.

DEUTSCHLAND UND DIE WELT

Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein; diese Ideen sind in uns; sie sind ein Teil unseres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und

in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt, an und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost. — Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volks und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreiben lassen, was es errungen und mit Gut und Blut teuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will? Haben Sie das prächtige Wort vergessen, was der ehrliche Philister in Jena seinem Nachbar in seiner Freude zurief, als er seine Stuben gescheuert sah und nun nach dem Abzuge der Franzosen die Russen bequemlich empfangen konnte? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit, vielleicht würden wir es aber Befreiung nennen; nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr nur von dorthier zu erwarten, aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus.

DULDUNG UND MENSCHLICHKEIT

Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am sichersten erreicht, wenn man das Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen läßt, bei der Überzeugung jedoch festhält, daß das wahrhaft Verdienstliche sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit angehört. Zu einer solchen Vermittlung und wechselseitigen Anerkennung tragen die Deutschen seit langer Zeit schon bei. Ich finde mich glücklich, daß nach einer so langen und mannigfaltigen Laufbahn meine guten Landsleute mich durchaus noch als den Ihrigen betrachten mögen. Diesen Vorzug einigermaßen verdient zu haben, darf ich mir wohl schmeicheln, da ich weder Blick noch Schritt in fremde Lande getan, als in der Absicht, das allgemein Menschliche, was über den ganzen Erdboden verbreitet und verteilt ist, unter den verschiedensten Formen kennen zu lernen und solches in meinem Vaterlande wiederzufinden, anzuerkennen, zu fördern. Denn es ist einmal die Bestimmung des Deutschen, sich zum Repräsentanten der sämtlichen Weltbürger zu erheben.

GEWALT UND FOLGE

Es gibt nur zwei Wege, ein bedeutendes Ziel zu erreichen und Großes zu leisten: Gewalt und Folge. Jene wird leicht verhaßt, reizt zu Gegenwirkung auf und ist überhaupt nur wenigen Begünstigten verliehen. Folge aber, beharrliche, strenge, kann auch vom Kleinsten angewendet werden und wird selten ihr Ziel verfehlen, da ihre stille Macht im Laufe der Zeit unaufhaltsam wächst. Wo ich nun nicht mit Folge wirken, fortgesetzt Einfluß üben kann, ist es geratener, gar nicht wirken zu wollen, indem man außerdem nur den natürlichen Entwicklungsgang der Dinge, der in sich selbst Heilmittel mit sich führt, stört, ohne für die bessere Richtung Gewähr leisten zu können.

DEMUT

Die größten Menschen, die ich gekannt habe, und die Himmel und Erde vor ihrem Blick frei hatten, waren demütig und wußten, was sie stufenweis zu schätzen hatten.

JEDER IN SEINEM KREISE

Es ist ganz gleichviel, in welchem Kreise ein edler Mensch wirke, wenn er nur diesen Kreis genau kennenzulernen und völlig auszufüllen weiß. Wofür aber der Mensch nicht wirken kann, dafür soll er auch nicht ängstlich sorgen, nicht über Bedürfnis und Empfänglichkeit des Kreises hinaus, in den ihn Gott und die Natur gestellt, anmaßlich wirken wollen. Alles Voreilige schadet, die Mittelstufen zu überspringen ist nicht heilsam, und doch ist jetzt alles voreilig und fast jedermann sprungweise zu verfahren geneigt. Tue nur jeder an seiner Stelle das Rechte, ohne sich um den Wirrwarr zu bekümmern, der fern oder nah die Stunden auf die unseligste Weise verdirbt, so werden Gleichgesinnte sich bald ihm anschließen und Vertrauen und wachsende Ehsicht von selbst immer größere Kreise bilden,

Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

NACH INNEN DAS SEINE TUN

Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst, — — und wenn wir nach innen das Unsrige getan haben, so wird sich das nach außen von selbst geben.

MENSCH UND NATUR

Ohne meine Bemühungen in den Naturwissenschaften hätte ich die Menschen nie kennengelernt, wie sie sind. In allen anderen Dingen kann man dem reinen Anschauen und Denken, den Irrtümern der Sinne wie des Verstandes, den Charakterschwächen und -stärken nicht so nachkommen; es ist alles mehr oder weniger biegsam und schwankend, und läßt alles mehr oder weniger mit sich handeln; aber die Natur versteht gar keinen Spaß, sie ist immer wahr, immer ernst, immer strenge; sie hat immer recht, und die Fehler und Irrtümer sind immer des Menschen. Den Unzulänglichen verschmäht sie, und nur dem Zulänglichen, Wahren und Reinen ergibt sie sich und offenbart ihm ihre Geheimnisse.

Der Verstand reicht zu ihr nicht hinauf, der Mensch muß fähig sein, sich zur höchsten Vernunft erheben zu können, um an die Gottheit zu rühren, die sich in Urphänomenen, physischen wie sittlichen, offenbart, hinter denen sie sich hält und die von ihr ausgehen.

Die Gottheit aber ist wirksam im Lebendigen, aber nicht im Toten; sie ist im Werdenden und sich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erstarrten. Deshalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu tun; der Verstand mit dem Gewordenen, Erstarrten, daß er es nutze.

VOLLKOMMENHEIT DER NATUR

Das geringste Produkt der Natur hat den Kreis seiner Vollkommenheit in sich, und ich darf nur Augen haben, um zu sehen, so kann ich die Verhältnisse entdecken, ich bin sicher, daß innerhalb eines kleinen Zirkels eine ganze wahre Existenz beschlossen ist.

TÄTIGES LEBEN

Jeder Mensch findet sich von den frühesten Momenten seines Lebens an, erst unbewußt, dann halb, endlich ganz bewußt, immerfort findet er sich bedingt, begrenzt in seiner Stellung, weil aber niemand Zweck und Ziel seines Daseins kennt, vielmehr das Geheimnis desselben von höchster Hand verborgen wird, so tastet er nur, greift zu, läßt fahren, steht stille, bewegt sich, zaudert und übereilt sich, und auf wie mancherlei Weise dann alle Irrtümer entstehen, die uns verwirren. Sogar der Besonnenste ist im täglichen Weltleben genötigt, klug für den Augenblick zu sein, und gelangt deswegen im allgemeinen zu keiner Klarheit. Selten weiß er sicher, wohin er sich in der Folge zu wenden und was er eigentlich zu tun und zu lassen

habe. Glücklicherweise sind alle diese und noch hundert andere wunder-same Fragen durch euren unaufhaltsamen tätigen Lebensgang beantwortet.

Für den Menschen, sagte er, sei nur das eine ein Unglück, wenn sich irgendeine Idee bei ihm festsetze, die keinen Einfluß ins tätige Leben habe oder ihn wohl gar vom tätigen Leben abziehe.

Nun verdrießt mich nichts mehr, als wenn die Menschen einander plagen, am meisten, wenn junge Leute in der Blüte ihres Lebens, da sie am offensten für alle Freuden sein könnten, einander die paar guten Tage mit Fratzen verderben und nur erst zu spät das Unersetzliche ihrer Verschwendung einsehen.

Tätig zu sein, ist des Menschen erste Bestimmung, Narrenpossen eure allgemeine Bildung! Es ist jetzo Zeit der Einseitigkeiten. Daß ein Mensch etwas ganz entschieden verstehe, vorzüglich leiste, darauf kommt es an.

JEDES EREIGNIS MIT EHRFURCHT BETRACHTEN

Fahrt fort in unmittelbarer Beachtung der Pflicht des Tages und prüft die Reinheit eures Herzens und die Sicherheit eures Geistes! Wenn ihr sodann in freier Stunde aufatmet und euch zu erheben Raum findet, so gewinnt ihr auch gewiß eine richtige Stellung gegen das Erhabene, dem wir uns auf jede Weise verehrend hinzugeben, jedes Ereignis mit Ehrfurcht zu betrachten und eine höhere Leitung darin zu erkennen haben.

DENKEN UND TUN

Denken und Tun, Tun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingesehen von einem jeden. Beides muß wie Aus- und Einatmen sich im Leben ewig fort hin und wider bewegen, wie Frage und Antwort sollte eins ohne das andre nicht stattfinden. Wer sich zum Gesetz macht, was einem jeden Neugeborenen der Genius des Menschenverstandes heimlich ins Ohr flüstert, das Tun am Denken, das Denken am Tun zu prüfen, der kann nicht irren, und irrt er, so wird er sich bald auf den rechten Weg zurechtfinden.

GOTT UND DAS LEBEN

Wir können bei Betrachtung des Weltgebäudes in seiner weitesten Ausdehnung, in seiner letzten Teilbarkeit uns der Vorstellung nicht erwehren, daß dem Ganzen eine Idee zugrunde liege, wonach Gott in der Natur, die Natur in Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit schaffen und wirken möge.

Die Leute traktieren Gott, als wäre das unbegreifliche, gar nicht aus-
zudenkende höchste Wesen nicht viel mehr als ihresgleichen. Sie würden
sonst nicht sagen: Der Herr Gott, der liebe Gott, der gute Gott. Er wird
ihnen, besonders den Geistlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu
einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich gar nichts denken.
Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen
und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen.

Anschauung, Betrachtung, Nachdenken führen uns näher an jene Geheimnisse.
Wir erdreisten uns und wagen auch Ideen; wir bescheiden uns und bilden
Begriffe, die analog jenen Uranfängen sein möchten. Hier treffen wir nun
auf die eigene Schwierigkeit, die nicht immer klar ins Bewußtsein tritt,
daß zwischen Idee und Erfahrung eine gewisse Kluft befestigt scheint, die
zu überschreiten unsere ganze Kraft sich vergeblich bemüht. Der Verstand
kann nicht vereinigt denken, was ihm die Sinnlichkeit gesondert über-
lieferte, und so bleibt der Widerstreit zwischen Aufgefaßtem und Ideiertem
immerfort unaufgelöst. Deshalb wir uns denn in die Sphäre der Dichtkunst
flüchten und ein altes Liedchen zu einiger Abwechslung erneuern:

So schauet mit bescheidnem Blick
Der ewigen Weberin Meisterstück,
Wie ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber, herüber schießen,
Die Fäden sich belegend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.
Das hat sie nicht zusammengebettelt,
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt,
Damit der ewige Meistermann
Getrost den Einschlag werfen kann.

ERSTAUNEN

Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Erstaunen, und
wenn ihn das Urphänomen in Erstaunen setzt, so sei er zufrieden; ein
Höheres kann es ihm nicht gewähren, und ein Weiteres soll er nicht
dahinter suchen; hier ist die Grenze.

VEREHRUNG

Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen,
sondern eben, daß wir etwas verehren, das über uns ist.
Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf
und legen durch unsere Anerkennung an den Tag, daß wir selber
das Höhere in uns tragen und wert sind, seinesgleichen zu sein.

ANMERKUNGEN

I: WILDER: GOETHE UND DIE WELTLITERATUR

Eine Rede während der Goethe-Tagung in Aspen, Colorado, 1949 gehalten, aus Anlaß des
200. Geburtstages von Goethe.

Die Rede erschien 1951 bei der Henry Regnery Company (20 West Jackson Boulevard,
Chicago, Illinois) erstmals in Druck. Die deutsche Übersetzung von Herberth E. Herlitschka
erschien im Heft 1 der Zeitschrift „PERSPEKTIVEN“ 1952, veröffentlicht vom S. Fischer-Verlag
Frankfurt/Main, der das gesamte epische und dramatische Werk Thornton Wilders für das
deutschsprachige Gebiet vertritt.

Der Nachdruck dieser Goethe-Rede als Jahresgabe der Goethe-Gesellschaft, Ortsvereinigung
Kassel, erfolgt mit der ausdrücklichen Genehmigung und dank dem Entgegenkommen
Thornton Wilders und des S. Fischer-Verlages, dank auch der Vermittlung von Frau Stefani
Hunzinger, der Leiterin der Theaterabteilung des S. Fischer-Verlages. Dafür sei an dieser
Stelle besonders herzlich gedankt.

II: GOETHE: GEDANKEN

Alles zerfällt mit der Zeit
aus „Die natürliche Tochter“

Das Ewige in der Zeit
Brief Goethes an Gräfin Auguste Louise Bernstorff, geborene Gräfin zu Stolberg,
Weimar, 17. April 1823

Fortschritt der Zeit
„Die Zeit – Gebrechen ist“: zu Eckermann, 4. Januar 1824
„Der Kampf – nicht zu wollen“: Maximen und Reflexionen

Die Zeit der Schnelligkeit
Brief Goethes an Carl Friedrich Zelter, 6. Juni 1825 (?)

Gemeinsamkeit statt Eigenbrütelei
Was uns die nächsten – das Seinige zu tun: zu Eckermann, 25. 2. 1824
Es wäre aber – musterhaft: zur Farbenlehre, didaktischer Teil, Abschnitt 728
Die Menschen werfen – zu hegen: zu Kanzler von Müller, 29. 12. 1825
Wenn man auch – zu genießen vermocht: Bericht des
Historikers Luden vom 19. 8. 1806, Nr. 874
Was wir in uns nähren – einzukehren: zu Kanzler von Müller, 3. 2. 1823

Frieden statt Krieg
Unser Leben – Natur zustande haben kann: Goethe zu Riemer, 18. 11. 1806
Wie sollte ich – ganzen Welt: Goethe an Herder, 12. 10. 1787
Unsere modernen Kriege – vorbei sind: Italienische Reise, 6. 9. 1787
Der Krieg ist – ungemäßes zu ernähren: Goethe zu Riemer, 13. 12. 1806

Deutschland und die Welt
Bericht des Historikers Luden Nr. 1529, nach einem Besuch bei Goethe im Dezember 1813

Duldung und Menschlichkeit
Eine wahrhaft allgemeine – Zeit schon bei: Goethe an Carlyle, 20. 7. 1827
Ich finde mich – Weltbürger zu erheben: Goethe an Johann Lambrecht Büchler, 14. 6. 1820

Gewalt und Folge
Gespräch mit Friedrich von Müller. Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit – eine
Vorlesung am 12. 9. 1832 von Friedrich von Müller

Demut
Brief Goethes an Johann Kaspar Lavater, Weimar, 24. 7. 1780

Jeder in seinem Kreise
Goethe in einem Brief an einen jungen Freund, mitgeteilt in der Vorlesung am
12. 9. 1832 von Friedrich von Müller

Nach innen das Seine tun

Brief Goethes an Johann Heinrich Meyer, 8. 2. 1796

Mensch und Natur

zu Eckermann: 13. 2. 1829

Vollkommenheit der Natur

Brief Goethes an die Herzogin Luise von Sachsen-Weimar, Rom, 23. 12. 1786

Tätiges Leben

Jeder Mensch – Lebensgang beantwortet: „Wilhelm Meister“

Für den Menschen – vom tätigen Leben abziehe: Gespräche mit Eckermann

Nun verdrießt mich nichts mehr – darauf kommt es an: „Die Leiden des jungen Werther“

Jedes Ereignis mit Ehrfurcht betrachten

aus „Sprüche in Prosa“

Denken und Tun

aus „Wilhelm Meister“

Gott und das Leben

Wir können – wirken möge: aus „Anschauende Urteilskraft“ 1817

Die Leute traktieren – nicht nennen mögen: Goethe an Auguste von Stolberg 1775

Anschauung – werfen kann: „Wilhelm Meister“

Erstaunen

Goethe zu Eckermann

Verehrung

aus: „Sprüche in Prosa“